

Nr. 7. Bromberg, den 9. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

(6. Fortsetzung.)

„Man hört schon die fernen Hochrufe!" murmelte, vorsichtig zurückhaltend, um es vorläufig mit keinem der beiden Hauser Praunheim zu verderben, der Ex-Abbé und Ex-Jakobiner François Bienassis. „Man sieht schon die Staubwolke auf der Straße!"

Die Heerstraße war weithin zu beiden Seiten überschwemmt von den weißen, blauen, roten, grünen Farbenwellen der aus den Biwaks herangeströmten Regimenter. Viele Tausende von Armen fuchtelten in der Luft und schwangen ebenso viele Tausende von Tschakos und Czapkas, Helmen und Bärenmützen, Zweispitzen und Kalpaks. Ein tausendstimmiges Jubelgeschrei lief gleichmäßig mit der staubwirbelnden Wagenreihe mit, verklang hinter ihr und schwoll vor ihr bei ihrem Näherkommen an — stärker — immer stärker . . .

Da . . . ein Blitzbild aus dem Morgenland — vorbeiflitzend in ihren Turbanen, wie ein bunter Papageienschwarm, die Mamelucken, dann ein trabendes Gewimmel goldener Fangschnüre, roter Roßschweife, blitzender Kürassiere . . . dahinter — langsamer rollend — jetzt — bei dem Marschall Lacroux haltend, ein offener, achtspänniger Wagen.

Die Gräfin Praunheim-Krähenstein hastete an den starr auf den Sattelpferden sitzenden grüngoldenen Kutschern vorbei. Sie stand vor der Feldequipage Napoleons. Sie faßte, die Ellbogen spreizend, ihren Tuchrock rechts und links mit den Fingerspitzen. Sie sank in einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zusammen. Sie machte nicht das alltägliche französische Kompliment, sondern — nach dem Wiener Hofzeremoniell des alten Deutschen Reichs — die feierliche spanische Reverenz mit kreuzweis gebogenen Füßen bis zur Erde, und wiederholte sie unterwegs noch zweimal, bis sie an den Kutschenschlag herantrat.

Aber schon drängte der Korporal der Elite-Gendarmerie, der Nachhut des kaiserlichen Gefährts, ihr die breite Brust seines riesigen, normannischen Apfelschimmels entgegen. „Zurück, Madame!" herrschte es unter seinem Schnauzbart. Zugleich sprang atemlos ein goldbetreßter Würdenträger des Kaiserreichs aus der aufgestoßenen Wagentüre. „Zurück, im Namen aller Teufel — Madame!", zischten seine feinen bartlosen Diplomatenlippen. Gerade jetzt vor drei Jahren hatte der Großmarschall Duroc, als sich bei Abbeville, auf der Landstraße in Nordfrankreich, Madame Charlotte Encore dem Kaiser zu Füßen warf, durch den dünnen Batistärmel der jungen Witwe noch rechtzeitig das vergiftete Stilett schimmern sehen. Die schöne Madame Encore war im Gefängnis gestorben, ohne daß man jemals ihren wahren Namen erfuhr. Aber seitdem durfte kein patriotisches Frauenzimmer mehr sich Napoleon mit der Bitte, ihn umarmen zu dürfen, nähern.

Doch von der anderen Seite des Wagens hatte der Marschall dem Kaiser rapportiert. Der kleine, gedunsene, gelbliche Mann machte eine kaum merkliche Bewegung des Cäsarenkopfs unter dem Zweispitz. Die Reichsgräfin Praunheim stand vor dem kleinen Korporal im ordenslosen, hellgrünen Frack der Jäger zu Fuß über der weißen Weste. Sein Blick wurde wohlwollender, als er sah, wie hübsch sie war. Ein Lächeln des feingeschnittenen Mundes gab ihr die Erlaubnis zu reden. Eliza Praunheim hielt die gefalteten Hände vor der Brust. Ihre Stimme flog, um die kostbaren, unwiederbringlichen Minuten auszunützen . . .

„Die Gnade Eurer Majestät hat auch geringere deutsche Souveräne der Aufnahme als Fürsten des Rheinischen Bundes gewürdigt — den Grafen von der Leyen, der nur viertausendfünfhundert Seelen hat — die beiden Salme — den Fürsten Isenburg! . . . So auch meinen Vetter Viktor hier — den Praunheim-Kestricher! Sein Gebiet ist nicht größer als das unserer Krähensteiner Linie des Hauses Praunheim! Auch wir Krähensteiner, Sire, herrschen über ein Städtchen, sieben Flecken, acht Schlösser, achtundfünfzig Dörfer, Höfe und Mühlen!"

Der Kaiser der Franzosen, bisheriger König von Italien, Protektor des Rheinbundes, Schutzherr der Schweiz, blinzelte amüsiert aus seinen dunklen Augen den Generalen zu. Die junge Reichsgräfin fuhr atemlos fort:

„Aber wir von der Krähensteinschen Linie waren zu ungeschickt und langsam, um rechtzeitig, wie mein Herr Vetter Viktor, in Paris in den Vorzimmern zu erscheinen! Meine beiden Brüder, Sire, taugen zu nichts! Der Hyacinth — der regierende Graf — ist ein Libertin — und der andere, der Kasimir, ein Stubenhocker! Meine Eltern sind tot. Meine Grand'maman kann nur beten und Karten legen! Ich bin der letzte Mann in der Familie . . ."

„Es scheint so . . ." Der Kaiser nickte belustigt dem Großmarschall zu.

„Darum habe ich mich aufgemacht, um unser Recht zu verfechten! Ja — Sire — unser Recht gegen schnöde Gewalt! Mein Vetter Viktor hat den Machthabern in Paris vorgespiegelt, er sei der Souverän aller Praunheimschen Lande — auch der unseren! Man hat ihm geglaubt! Der Kriegsminister Berthier steckt mit ihm unter einer Decke. Und vor allen Lambert, der Generalkommissar des Rheinbunds — dieser allmächtige Lambert ist der große Totenvogel unserer Krähensteinschen tausendjährigen Selbstherrlichkeit, zugunsten meines Herrn Vetters Viktor!"

„Sie ist hübsch!" sagte Napoleon zu den Generalen.

„Der Kommissar Lambert, Majestät, hat bereits die Receveurs unserer Hauptkassen abgesetzt, sich von unseren Ämtern Handtreue leisten lassen, uns unsere Salpetergruben weggenommen und den Salpeter an die Würzburgische Armee verschoben . . . !"

„Die ganze Armee des Erzherzog-Großherzogs von Würzburg zählt zweitausend Mann!" rief verächtlich der Kaiserliche Brigadier Viktor Praunheim-Kestrich. Seine Base sprudelte weiter:

„Die Walburgi-Steuer hat man uns für meinen Vetter, den Herrn Rheinbundfürsten, beschlagnahmt — das schöne Judenschutzgeld — das Fleisch-Accis — die Wiesenpacht . . ."

„Madame . . ."

„Ja — da wundern sich Euer Majestät . . . Unser Ölzins ist weg — die Zehnthämmel — die Mehlwage — alle Gülten und Laudanien . . ."

„Genug, Madame . . ."

„Der Leibschilling, die Rauchhühner, das Besthaupt, der Novalzehnte . . ."

„Um Gottes willen . . . hören Sie auf . . ."

„Nur zwei Worte, Majestät . . . Man will uns die Wappenknöpfe nehmen! Unsere Diener sollen die Kestrichsche Nationalkokarde an den Hüten tragen! Meine Brüder dürfen die Krähensteinsche Familien-Uniform nur noch im Innern des Schlosses anlegen! Unsere Hausorden von der

Fidelité sollen wir nicht mehr an Darmstädter und andere Ausländer verleihen . . ."

„Madame, eine Kanonade ist mir lieber . . ." Der Kaiser der Franzosen hielt die edelgeformten, kleinen Hände vor die Ohren. Aber dann hörte er doch wieder der hübschen, erhitzten Reichsgräfin zu, die sich flehend über den Kutschenschlag beugte.

„Sire . . . was soll denn aus uns werden? Um mich ist mir nicht bange! Ich knie in Andacht vor Ihrem Genius! Ich folge ihm durch Europa! Ich werde einfach Marketenderin in Ihrer Großen Armee! Aber Grand'maman! Aber meine Brüder — diese unfähigen — ein Tänzer und ein Bücherwurm . . . Und das alles wegen meines Vetters Viktor! . . . Nein, Sire, wenn die Krähensteinsche Semperfreiheit erlöschen soll, dann lieber Französisch als Praunheim-Kestrich'sch!"

„Was sagen Sie dazu, General Praunheim?"

„Sire: auch der jetzige Rheinbundfürst Isenburg-Birstein hat, im Grundvertrag von St. Cloud, genau vor einem Jahr, mit Genehmigung Eurer Majestät seinem Reich die Isenburgschen Besitzungen der Linien Büdingen, Wächtersbach und Meerholz einverleibt!"

„Davon wird der Fall nicht besser!" rief die Reichsgräfin Eliza und warf sich leidenschaftlich in den Staub der Straße nieder. „Sire . . . Sie sind gerecht — Sie sind großmütig — Sie sind der Richter der Welt — im Großen wie im Kleinen — ich liege vor Ihnen auf den Knien . . ."

Mit dem wohlgelaunten, fetten, kleinen General in grünem Jägerfrack und schwarzem Dreispitz drinnen im Wagen ging eine Wandlung vor. Er hörte nicht mehr recht hin. Der gelbe Marmor seiner Züge beschattete sich grüblerisch. Plötzlich fiel ihm etwas ein — irgendwo in Europa — der Brückenkopf über die Elbe bei Wittenberg — Getreide für Junots Territorialtruppen in Estremadura — der verschwenderische Kaffeeverbrauch in den Tuilerien — die Absetzung der Könige von Portugal und Etrurien . . . neue Brotbeutel für die Garde-Pontonniers . . .

„Stehen Sie auf, Madame!" sagte er trocken. „So wichtige Dinge bricht man nicht übers Knie! Reichen Sie ein Memorial ein — hier — an den Großmarschall Duroc! Zu Ende der Campagnezeit — gegen Weihnachten dieses Jahres — bringen Sie sich persönlich bei mir in Paris in Erinnerung! Ich werde dann entscheiden . . .!"

Die Gräfin Praunheim stand mitten auf der Landstraße, klopfte sich die weißen Knieflecke aus dem blauen Tuchrock und schaute, tief aufatmend, dem rasch kleiner werdenden Staubgewimmel von Mamelucken, Gendarmen und Wagenrädern in der Ferne nach. Dann blinzelte sie zu ihrem Vetter empor. Der mannesschöne, schwarzschnurrbärtige Brigadier saß schon, in Regenbogenpracht strahlend, auf seinem hochbeinigen Hengst.

„Monseigneur . . ." Ein tiefer Knicks. Ein Neigen des Schutenhuts unten. „Es war mir eine Ehre . . ."

„Sie spotten zu früh, Kusine! Noch haben Sie beim Kaiser nicht gewonnenes Spiel!"

„Aber einen Stein im Brett! . . . Meine Sache marschiert! Auf Wiedersehen in einem halben Jahr in Paris, Herr Vetter!"

Der Husarengeneral oben hob förmlich die weißbehandschuhte Rechte zur Pelzmütze.

„Darf ich Sie bitten, hier die Sauvegarde zu erwarten, die ich Ihnen ohne Verzug aus Tilsit senden werde!" sagte er kalt. „Wie auch unsere persönlichen Beziehungen sein mögen . . . Sie sind eine Praunheim . . ."

„Euer Durchlaucht geruhen zu irren! . . .", sprach das Fräulein unten ehrerbietig. „Dero gehorsame Dienerin schreibt sich Demoiselle Dullenkopf . . ."

„Sie können nicht als eine Aventurière . . ."

„Ich bin ehrbare Modeschneiderin, mein Prinz . . ."

„. . . sich im Kriegsgetümmel Mißverständnissen aussetzen."

„. . . denen ein sittsames Frauenzimmer mit bei sich habendem ordinären Paß unschwer entgeht! Es war mir ein Glück, Ihnen aufzuwarten, gnädiger Herr . . ."

„Sie wetzen Ihren Witz umsonst an mir, Kusine!"

„Ich reise heute noch mit meiner Freundin . . ."

„Ihrer Kammerjungfer vermutlich . . .?"

„. . . einer bescheidenen Putzmacherin gleich mir, nach Mainz zurück und empfehle mich dem hohen Herrn Rheinbundfürsten zu Gnaden . . ."

„Sie weisen das standesgemäße Geleit ab, das ich Ihnen biete?"

„Es wäre für mich zu viel der Ehre! Ich verabschiede mich mit untertänigstem Kompliment von meinem Herrn Landesvater . . ."

Der Mars im Sattel oben unterdrückte einen Lagerfluch. Er hieb seinem Mecklenburger den rechten Sporn in die Weiche und stob im Galopp davon. Sein Pantherfell flatterte. Der Reiherstutz wehte. Der Türkensäbel tanzte. Die Gräfin Eliza nickte ihm, befriedigt die kleinen, weißen Zähne zeigend, nach und schaute um sich. Die goldbetreßten Hüte des Marschalls Lacroux und seines Gefolges dunkelten weit da drüben aus einem weißen und blauen Gewoge sächsischer und bayerischer Offiziere. Aber dicht vor der jungen Praunheim war aus dem Staub des Bodens eine düstere Gestalt in Ottermütze und Elenwams, mit juchtenen Waldstiefeln, aufgewachsen. Die wetterbraunen Züge des Kandidaten Juel Wisselinck färbten sich fahl. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt. Er maß die Reichsgräfin aus seinen wilden blauen Augen vom Hutband bis zur Schuhschleife.

„Napoleonsmagd . . ." sprach er.

Die Gräfin Eliza verschränkte wie er die Arme über der Brust und hielt fest seinem Blick stand.

„Was geht das Ihn an?" fragte sie hochmütig.

„Oh — ich weiß es . . . Es sprach sich schon im Krug herum. Sie stammen aus einem regierenden Hause, das sich Praunheim nennt . . ."

„. . . seit Karls des Großen Tagen, mein Herr!"

„Es soll viele solche Zaunkönige da draußen im Reiche geben!"

„Aber keinen vornehmeren als wir . . ."

„Um so schimpflicher, daß Sie sich zur Erde bücken, dem Eroberer die Schuhriemen zu lösen! Das ist das deutsche Mädchen, das ich in Ihnen sah! . . Das ist die Patriotin vom Rhein, die ich bewunderte! . . Blutiger wurde noch nie ein Mann enttäuscht! . . Mein Herz ist voll Bitterkeit, Madame, weil ich es zu früh und freimütig erschloß . . ."

„Lassen Sie jedem seine Art zu leben!" sagte die Standesherrin kühl. Der junge Mann lachte auf.

„Kniet nur vor dem apokalyptischen Tier!" sprach er grimmig. „Betet ihn an, den kleinen, fetten Zauberer, der keine Schlacht verliert! Wissen Sie, wie es in dem Trauerspiel des Herrn Professor Schiller heißt: „Ich verachte dich — ein deutscher Jüngling!" Ich bin ein Preuße . . ."

„Und was ist Preußen?" Die Reichsgräfin vom Rhein reckte kampflustig den hübschen, braunen Kopf. „Euer Preußen, mein Herr, war! Es ist nicht mehr! Sein König mußte sich Napoleon unterwerfen, sein Heer ist zerschellt, sein Adel gebrochen, sein Land verwüstet, seine Kassen leer, seine Städte vom Feind besetzt! . . . . Was hat es noch für einen Sinn, Preußen zu dienen — mit Lebensgefahr zu dienen — wie Sie?"

„Das weiß ich auch nicht!" sagte Juel Wisselinck.

„Nun also . . ."

„Ich tu' es eben!"

„Mon Dieu — warum?"

„Weil ich muß!"

„Weshalb müssen Sie?"

„. . . weil ich ein Preuße bin . . ."

„Das geht im Kreise herum!" sagte die junge Krähensteinerin. „Das beißt sich wie die Schlange in den Schwanz! . . . Nun — halte Monsieur das, wie es Ihm beliebt — was liegt mir an Preußen?"

„Gar nichts?"

„Wahrlich nichts, mein Herr! . . . Ich bin selbst Souveränin, so gut wie Ihr König!"

„Warum haben Sie mich dann an der Weichsel gerettet?"

Die Gräfin Praunheim schwieg und betrachtete die Radspuren Napoleons im Staub.

„Warum haben Sie mich vorhin vor den Kreaturen der Pariser Polizei gewarnt?"

Eliza Praunheim schaute immer noch auf eine kleine Vertiefung in dem Staubmehl des Bodens. Das war die Stelle, wo sie vor dem Kaiser der Franzosen gekniet.

„Ich weiß es wirklich selber nicht!" sagte sie, ohne den Blick zu erheben.

Es kam keine Antwort. Endlich schaute sie auf. Sie stand allein. Der Mann im Elenwams ging, schon zwanzig Schritte von ihr entfernt, die Heerstraße dahin — weiter — immer weiter — ohne den Kopf zu wenden, zwischen den Lagervölkern Napoleons hindurch — und entschwand ihrem Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau

* **Geteilter Schmerz.** Karlchen (zu einem Kameraden): „Gestern habe ich dem Onkel Stecknadeln in seinen Lehnsessel gesteckt und —" Paul (lachend): „Konnt' er darauf sitzen? —" Karlchen (seufzend): „Nein, aber ich kann jetzt auch nicht sitzen."

* **Weibliche Logik.** „Kurt, ich weiß, ich habe meine Fehler!" — „Gewiß, Liebling!" — „So! Dann sag' mir, bitte, was für welche!"

Ich tanze nicht mehr!

Humoreske von Ludwig Waldau.

Und wenn der selige Johann Strauß selber zum Tanz aufspielen würde, und wenn eine Venus käme, um mich per Damenwahl zum Reigen zu verführen, nein, danke! Ich tanze nicht mehr! Nicht um alles in der Welt! — Und wer ist schuld daran? Meine Gutmütigkeit, meine bodenlos waschlappige Gutmütigkeit. Weiter nichts.

Kommt da eines schönen Tages ein guter Freund zu mir, und sagt: „Servus, lieber Junge!", steckt sich meine letzte Zigarette an, schmeißt sich auf meinen Diwan und kommandiert in kaltem Befehlston weiter: „Du weißt doch, ich bin Eintänzer in der Fürstenhof-Tanzdiele. Ich muß aber in Erbschaftssachen drei Tage verreisen. Mein Direktor gestattet das aber nur, wenn ich einen Ersatzmann stelle. Da habe ich an dich gedacht. Die Sache ist aber sehr einfach: einhalb fünf Uhr beginnt das Lämmerhüpfen. Du mußt pünktlich da sein und mußt jede Tour tanzen. Immer mit einer anderen Dame natürlich. Dafür bekommst du je Tag acht Mark. Tanzen kannst du wie ein Gott, einen dunklen Straßenanzug hast du auch. Also schön, die Sache ist abgemacht. Nett von dir, daß du mich nicht im Stiche läßt. — Auf Wiedersehen! — Servus!" Und hinaus war er.

Ich war reichlich verdutzt; das kann ich wohl sagen. Aber ich konnte doch meinen Freund nicht im Stiche lassen. Und acht Mark je Tag, na, das war schon mitzunehmen. — Und so trat ich denn anderen Tages pünktlich um halb fünf Uhr im Fürstenhof an. Der Geschäftsführer musterte zufrieden mein ansehnliches Exterieur — und los ging es. Der erste Tanz stieg. Diensteifrig stürzte ich mich auf die erste beste Dame. Aber als sie aufstand, merkte ich, daß es wohl die erste, aber kaum die beste war, die ich engagiert hatte: sie stand nämlich bald fünf Minuten ununterbrochen auf und wurde fast nicht alle. Einen Meter neunzig war die hold errötende Jungfrau sicher, und ich bin nur einen Meter fünfundsechzig groß! Dafür war sie aber schlank, sehr schön schlank! So schlank, sieht so förmlich schlenkerte. Wir bildeten jedenfalls ein Kontrastduo von seltener Güte. „Pat und Patachon!" kicherte der ganze Saal, und ich war froh, als ich die Tour 'runtergestrampelt hatte. Doch als ich meine Lärmstange verabschieden wollte, dirigierte sie mich unwiderstehlich an ihren Tisch, und drei Stück Torte mit Schlagsahne bildeten ihren Dank für meine Aufopferung. — Ich würgte gerade das letzte Häppchen der dritten Schokoladentorte hinunter, da kam der Geschäftsführer. „Tanzen, tanzen!" flüsterte er drohend hinter mir. Eben begann ein Tango. Ich stieß meiner langen Gönnerin ein hastiges „Verzeihung!" ins Gesicht, meinen Stuhl um, und hatte blitzschnell vom Nebentisch was Blondes, Rundliches zum Tanz geführt. Sie ging mir zwar bloß knapp bis an die Schulter, wog dafür wohl aber das Doppelte meiner Wenigkeit. Seufzend tangote ich das Klötzchen durch den Saal. Plötzlich fühlte ich — die Angst beflügelte den eilenden Fuß! —, wie die drei Stück Torte mit Schlagsahne in meinem Innern Wellen zu schlagen begannen, und zum Überfluß flötete das himmelblaue Klötzchen liebevoll: „Darf ich Sie zu einer kleinen Erfrischung einladen?" Und ehe ich es mich versah, saß ich wieder an einem Tische, und zwei Pilsner standen vor uns. „Zum Wohl!" sagte und liebäugelte der kleine Wonneproppen, und ich mußte schweren Herzens das Pilsner hinunter zu der Schlagsahnetorte befördern. Dort begann — mit Schrecken mußte ich es konstatieren — sofort fühlbar eine sanfte Revolution größeren Stils, die durch zwei weitere Pilsner keineswegs besänftigt wurde. Und als ich die dritte Donna aufs Parkett geleitete, war mir wirklich schon ganz wunderschön schlecht. Verzweifelt stakte ich rundum. Aber als die Fiedel darauf schwieg, war ich schon wieder eingeladen, und Vanille-Eis stand vor mir! Eis! Dazu — o Jammer! — ein Schwedenpunsch! Trotz heftigem Protest und jämmerlichster Leichenbläße mußte ich beides vertilgen. — Aber als der nächste Tanz kam, blieb ich sitzen, trotz meines Dienstes, trotz der täglichen acht Mark! Ich blieb auch sitzen, als der Geschäftsführer wieder sein drohendes „Tanzen, tanzen!" flüsterte. Ich blieb auch sitzen, als um sieben Uhr die Pause begann und der Saal sich völlig leerte! Die Revolution in meinem Innern hatte solche Dimensionen angenommen, daß . . .

Nein, lassen Sie mich schweigen! — Nur eins will ich berichten: ich wurde denselben Abend noch „gegangen", als gänzlich untauglich für den Beruf eines Eintänzers. Gage soll ich heute noch bekommen. Mein Freund ist sehr böse mit mir.

Und ich? Nein, ich tanze nicht mehr! Ich schwelge nicht gern in Erinnerungen!

Der Schüchterne und der Robuste.

Schon als ich den Robusten in den Straßenbahnwagen einsteigen sah merkte ich: das ist ein Mann von Gewicht, sozusagen ein gestellter Mann. Einer, der nie und nirgend im Leben zu kurz kommt. Einer von denen, die, wenn sie eine Treppe hinauf- oder hinabgehen, immer die ganze Treppenbreite einzunehmen scheinen.

Der Robuste setzt sich. Es ist noch genügend Platz auf der Bankreihe. Das nutzt er auch wacker aus. Er sitzt breit und ausladend da, die gewichtigen Beine bequem auseinander gespreizt, die Hände geruhsam auf die Knie gestützt. Seine körperliche Sitzfläche, die von Hause aus schon respektabel ist, hat sich noch um ein Erkleckliches ausgedehnt. Er sitzt gewissermaßen auf a c h t Buchstaben.

Der Wagen hat sich allmählich gefüllt, die Plätze sind alle besetzt. E i n Platz wäre noch neben dem Robusten frei. Aber man sieht nur ein schmales, unbesetztes Bankstreifchen, das übrige verschwindet unter seinen behaglich ausgebreiteten Schenkeln.

Jetzt steigt der S c h ü c h t e r n e ein. Er ist ein junger Mann mit nettem, höflichem Gesicht und artigen Manieren. Er sieht das freie Bankstreifchen und steuert darauf zu.

„Erlauben Sie!" sagt er höflich, und läßt sich vorsichtig auf das Streifchen nieder, in der Hoffnung, daß es sich während der Prozedur des Niedersetzens verbreitern werde.

Die Hoffnung ist vergeblich. Das Streifchen bleibt schmal. Der Robuste hat nur eine unwillige Bewegung gemacht, als die Beine des Schüchternen beim Niedersetzen ihn streiften, im übrigen aber rührt und rückt er nicht. Bequem ist bequem.

Der Schüchterne muß eingeklemmt ganz vorn auf dem Sitzrand hängen. Die Arme hält er eng an den Leib gepreßt; einen Versuch, sein Taschentuch hervorzuziehen, um sich den Schweiß vom Gesicht zu wischen, gibt er als fruchtlos gleich wieder auf.

Er wirft halbe Blicke nach seinem breitspurigen Nachbar; er schaut nach der Aufschrift an der Wagenwand, auf der gesagt ist, wieviel Sitzplätze der Wagen enthält; er sieht den ab und zu durch den Wagen gehenden Schaffner hilfeheischend an — alles umsonst. Der Robuste ist viel zu robust für halbe Blicke, und der Schaffner kümmert sich um nichts.

Da steigt eine F r a u ein. Auch eine Robuste. Und auch eine Umfangreiche. Sie hat keinen Platz und bleibt an der Tür stehen. Aber der Schüchterne hat sie gesehen, und da er ein artiger junger Mann ist, steht er auf und bietet ihr seinen Platz an. Etwas errötend; denn er hat das Gefühl, daß sein Platz eigentlich nur ein halber, oder besser: ein Viertelplatz ist. Aber jedenfalls — er bietet an.

Den Gedanken hat ihm ein Gott eingegeben. Der Gott der Rache. Die Frau geht dankend auf die schmale Lücke zu, schaut den Robusten mit einem ätzend-scharfen Blick an, und da er nicht zur Seite weicht, zwängt sie sich mit wuchtigem Nachdruck in den Platz hinein.

Gegen diesen Druck ihrer massigen rückwärtigen Persönlichkeit gibt es keinen Widerstand. Der Robuste wird ächzend zusammengeschoben, und sitzt nun selbst eingekeilt und hilflos da, ohne das Recht eines entrüsteten Protestes zu haben. Die Schrift an der Wagenwand nennt die Zahl der Sitzplätze. Amtlich gezählt und bemessen.

Der Schüchterne steht still auf der Plattform, schaut nachdenklich auf die robuste Frau, die seinen Platz so würdig ausfüllt, und sein Gesicht zeigt neben dem Ausdruck der Schüchternheit noch eine leise Spur von Schadenfreude und Genugtuung. Er hat das angenehme Bewußtsein, daß er mit dem Anbieten seines Platzes in doppelter Hinsicht ein gutes Werk getan hat. **Max Cervus.**

Totentanz.

Von Dr. August Diehl-Würzburg.

Seit dem Weltkriege haben wir wiederholt die Auferstehung des alten Totentanzmotives erlebt. Wie in früheren Zeiten, hat es insbesondere Dramatiker, Tänzer und bildende Künstler zu Schöpfungen angeregt. Es liegt ein seltsamer Trieb in der Menschenseele. die höchste Offenbarung blühender Lebendigkeit, den Tanz, vom Tode ausgeübt zu sehen. Ob aus abergläubischer oder aus schöngeistiger Einstellung geboren, ob bildlich oder mimisch dargestellt, gleichviel: Es ist der Reiz des romantischen Grauens, der diesen Stoff so anziehend macht. Kein Zufall, daß er im Dämmerlicht unserer Tage aufgegriffen wird. Ihm liegt eine tiefe Weisheit zu Grunde. Die tiefste vielleicht. Er bringt sozusagen die Problematik des kosmischen Kreislaufes, Werden und Vergehen, auf eine symbolisch-anschauliche Formel.

Vornehmlich sind es bildliche Darstellungen des 15. Jahrhunderts, die uns die mittelalterliche Idee des Totentanzes überliefern. In Deutschland, Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden zeigen uns Skulpturen, Gemälde, Schnitzereien, Stiche und Drucke den Tod als menschliches Skelett, oft mit Sense und Stundenglas ausgerüstet, wie er die Vertreter der unterschiedlichen Lebensalter, Geschlechter und Stände zum letzten, ewig gleichen Reigen holt, mit dem Opfer tanzend dahin zieht oder die sich Sträubenden hinweg schleppt. Da sehen wir den König, den Edelmann, den Bauern und den Soldaten; die Dame und die Bauernfrau, den Bettler und die Dirne; Mann, Weib und Kind, Jüngling und Jungfrau, von des Todes grinsendem Lächeln begrüßt, in seiner klappernden Umarmung vom süßen Leben scheiden und tanzen . . .

Geschichtlich kennen wir den Ursprung des Totentanzes nicht. Er geht vermutlich auf die Pestjahre zurück, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts Europa verheerten, besonders auch Deutschland entvölkert haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der bildnerischen Darstellung des Motivs die mimische oder dramatische, begleitet von Gesang, vorausgegangen ist. Texte alter Lieder weisen darauf hin. Man darf annehmen, daß es schon im 14. Jahrhundert Mysterienspiele dieser Art gegeben hat, vielleicht auch profane Aufführungen, die von der Kirche und den Behörden verboten wurden, als der Mangel an sittlichem Ernst die Entartung der Spiele herbeiführte. Denn ursprünglich entkeimte das Spiel gewiß dem Boden kultischer Feierlichkeit. Deutlich zeigt uns das die Sage über den Totentanz in Frankreich vom Jahre 1424. Damals, als das Land von den siegreichen Engländern besetzt war, kam mit dem Feinde ein sonderbarer Mann aus dem Norden nach Paris, namens Macaber. Er hauste in der Ruine eines vorzeitlichen Turmes bei einer Kapelle inmitten einer alten Begräbnisstätte. Er war bleich und dürr wie der Tod selbst. Das Volk verehrte ihn und schrieb ihm übernatürliche Fähigkeiten zu. Dieser Sonderling veranstaltete auf dem Gottesacker eigentümliche Aufführungen. In der Maske des Todes führte er mit den erschauernden Besuchern über den Gräbern einen ekstatischen Reigen auf. Der Zulauf war gewaltig. Die Kirchen leerten sich. Scharenweise zogen die Pariser hinaus, den Reiz dieses Tanzes oder wenigstens seines Anblickes voll auszukosten. Über ein Jahr dauerten die grotesken Feiern, und sie flammten im Jahre 1429, dem Ruhmesjahre der Jungfrau von Orleans, noch einmal auf. Dann verschwand mit anderen Erscheinungen der Zeit auch diese spukhafte Zeremonie spurlos. Es blieb nur das Wort, und es gab bekanntlich den musikalischen Interpretationen des Totentanzmotives in Frankreich seither den Namen: Danse macabre.

In der Folge verblich das ursprünglich mystische Wesen der Totentanzspiele. Es entstanden scherzhaft-parodistische volkstümliche Gesellschaftsspiele, wobei die Deutung allmählich verblaßte, zunftmäßige Straßenbelustigungen, denen sie schließlich ganz abhanden kam. Forscher wollen in den Kinderspielen vom „Schwarzen Mann“ und „Schwarzen Peter“ letzte Reste derartig abgewandelter Totenspiele erkennen. Dort, wo die Deutung sich erhalten hat, zeigen uns die Urkunden höchst frivole Unterhaltungstänze. Sie haben sich bis ins 17. Jahrhundert gehalten. Solch ein „Totentanz“ wurde in Ungarn, Schlesien und in der Mark viel auf Hochzeiten getanzt: Ein Herr oder eine Dame wird als Tanzleiche ausgelost. Diese Person verbleibt in der Mitte des Kreises und wird von den Paaren in fröhlichen Rhythmen umtanzt. Die Musik bricht ab, die ausgeloste Tanzleiche stürzt zu Boden und rührt sich nicht. Nun hebt der Klagegesang der sie umschreitenden Tanzteilnehmer an. Dabei wird sie, ist es ein Herr, von jeder Dame, ist es eine Dame, von jedem Herrn geküßt. Nach dem letzten Kuß fällt rauschend die Musik ein. Die Tanzleiche springt auf, zurück ins fröhliche Leben, und ein flotter Rundtanz aller schließt die Szene. (Ledebur, Geschichtskunde, 1830.) Eine Variante schildert der Dacische Simplicissimus vom Jahre 1683. Nach ihm bestand der Scherz darin, daß die Tanzleiche es versuchte, die Regungslosigkeit und Starre des Todes beizubehalten, während die Teilnehmer des Tanzes allerlei Kurzweil mit ihr trieben. Sie legten ihr kreuzweise die Hände auf die Brust, banden ihr die Füße, legten den Körper auf den Bauch, richteten ihn schließlich mit Mühe auf und tanzten mit dem scheinbar Leblosen die Runde. Empört fügt der Chronist hinzu: „Bin aber berichtet worden, daß einmal Gott einen solchen Spieler bestraft und daß der, so der Tod sein sollen, wahrhaftig gestorben und tot liegen blieben.“ Es ist nicht der einzige Fall, den die Kulturgeschichte über diesen Ausgang des Gesellschaftsspieles bekundet. Und in der Tat: Mag man das nun Gottes Strafe nennen, es für ein metapsychologisches Phänomen halten oder schließlich es Zufall heißen, gleichviel, die Folgerichtigkeit der Erscheinung berührt eigentümlich glaubhaft. Das bespöttelte Mysterium beweist urplötzlich in der Parodie seine Wahrhaftigkeit. Wer seines Lebens spottet, gibt es auf, und vom Gedanken zum Ereignis ist oft nur ein Schritt.



Bunte Chronik



* **Newyork unter einem Dach.** Alle großen Städte haben ihr Schmerzenskind in dem Verkehrsproblem, aber wohl mit am brennendsten und zugleich schwierigsten zu lösen ist dieses in Newyork, was seinen Grund darin hat, daß die Weltstadt auf einer felsigen Halbinsel errichtet, verhältnismäßig geringe Ausdehnungsmöglichkeiten, dagegen ständige Zunahme an Einwohnern und Industrien hat. Über das Newyorker Verkehrsproblem haben sich daher schon viele Autoritäten den Kopf zerbrochen, und neuerdings sind ein amerikanischer Architekt und ein Ingenieur mit einem kühnen Plan hervorgetreten, der nicht mehr und nicht weniger bezweckt, als Newyork, wenigstens die eigentliche City, zu einem einzigen riesenhaften Gebäude zusammenzufassen. Nach Art der Bahnhofshallen, nur um ein Vielfaches höher, sollen Eisen- und Glaskonstruktionen die einzelnen Straßen und Häuser verbinden. Eisenbahnen, Untergrundbahnen, Elektrische und überhaupt alle Fahrzeuge sollen verschwinden, bzw. nur noch für die Verbindung mit den Vororten und anderen Außenbezirken dienen, hier aber noch bedeutend vervollkommnet werden. In der City selber soll der Personenverkehr durch Rolltreppen und Rollsteige vermittelt werden, die an die Stelle der Bürgersteige und Fahrdämme treten, während ein unterirdisches Verkehrsnetz nach Art des Rohrpostsystems den Güter- und Warenverkehr mit jedem einzelnen Hause vermittelt. Natürlich muß diese Zukunftsstadt unter einem Dach auch beleuchtet und ventiliert werden. Ersteres geschieht durch ungeheure künstliche Sonnen an Stelle der jetzt üblichen Straßenlaternen, was noch den Vorteil haben soll, den zahlreichen Menschen, die jetzt tagaus, tagein in den düsteren Schluchten der engen Newyorker Geschäftsstraßen, sowie in den höhlenartigen Bureaus ihr Leben verbringen müssen, wenigstens die Wohltat der künstlichen Sonnen zugänglich machen zu können. Aber noch eine weitere Schwierigkeit sehen die Väter dieses eigenartigen und kühnen Planes hiermit behoben, das ist die Newyorker Klimafrage. Es ist bekannt, daß die Stadt unter sehr häufigen und heftigen Temperaturwechseln zu leiden hat. In den engen, tiefen Schluchten der von Wolkenkratzern umsäumten Straßen verfangen sich im Winter die eisigen Winde und Schneestürme und im Sommer die bleierne Hitze. Sonnenstiche und Hitzschläge sind im Sommer dort ebenso zahlreich, wie im Winter Todesfälle durch Erfrieren. Wenn die ganze Stadt durch Schutzdächer abgedichtet wäre, würde es möglich sein, sie gleichmäßig durch Heiz- bzw. Kühlvorrichtungen zu temperieren, was ferner zur Folge haben würde, daß die vielen Einzelvorrichtungen fortfallen können. — Die Befürworter dieses Planes, zu denen auch der Automobilkönig Ford gehören soll, betonen, daß sie sich wohl bewußt seien, daß das technische Problem nicht leicht, aber auch nicht undurchführbar sei. Freilich bedeute diese „Stadt unter einem Dach“ eine weitere, durch die fortschreitende Zivilisation bedingte „Abkehr von der Natur“, aber gleichzeitig würden solche Zeitersparnisse und Arbeitserleichterungen geschaffen, daß es unzähligen Menschen, die bisher nicht daran denken konnten, der Stadt und ihrer Unnatur zu entfliehen, auf diese Art ermöglicht werde, ihren Wohnsitz in die Umgebung Newyorks zu verlegen und somit im Gegenteil eine „Rückkehr zur Natur“ zu feiern. Ob es im übrigen gesünder ist, seine Arbeitszeit in einer „offenen“ Stadt mit von Rauch, Staub, Lärm und Gefahren aller Art erfüllten Straßen zu verbringen oder in einem sauberen, gutgelüfteten und beleuchteten Riesen-Eindachraum, das müsse die Praxis zeigen.

*

* **Verlängere dein Leben!** Nur fünf bis sechs Stunden Schlaf im Monat braucht der siebzigjährige Bäcker Michael McKarthy aus Kinsale in der irischen Grafschaft Cork. Er gewann die Überzeugung, daß der Schlaf nur eine schlechte Gewohnheit sei, und gab sie auf. Jetzt leistet er sich nur ab und zu ein kurzes Schläfchen. Da er ein hohes Alter erreicht hat und noch nie ernstlich krank gewesen ist, läßt sich nicht leugnen, daß seine Methode trotz aller gegenteiligen Ansichten der Wissenschaftler gesund ist. Wenn man der klassischen Auffassung beipflichtet, daß Schlaf und Tod Brüder sind, so muß man zugeben, daß der irische Bäcker ein einfaches Mittel gefunden hat, sein Leben zu verlängern. Fragt sich nur, ob dieses Verfahren zur allgemeinen Anwendung empfohlen werden kann.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.